

Die Kette West

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Hg.

(Fortsetzung.)

Lisette hatte Tränen in den Augen. Sie zog ihre Schürze durch die Hände und schien mit einem schweren Entschluß zu ringen. Schließlich brachte sie ein Taschentuch zum Vorschein, das sie mit befremdlicher Hast vor Klara hinlegte.

„Das hab' ich gefunden — wie ich vorhin des Fräuleins Bett machte,“ erklärte sie in einem Ton, der ihre Gedanken verrät. Dann ging sie schnell auf die Tür zu. Von dort richtete Lisette, sich überstürzend und so erregt, wie man sie noch nie gesehen hatte, einige Worte an ihre Herrin, deren Augen mit einem Ausdruck des Schreckens an dem verräterischen Tuche hingen.

„Aufgefallen ist mir allerlei, und ich hab' mich im stillen genug gewundert darüber. Ich bin's aber nicht gewohnt zu spionieren, und Schlüßlöcher kenne ich nur vom Auf- und Zuschließen. Und dann — was halt Herrschaftsachen sind — das geht mich nichts an, — da wart' ich lieber, bis ich gefragt werd'. Mag passieren, was will — man weiß ja nie, ob man schweigen oder reden soll. Das hat mir schon meine selige Mutter gesagt.“

Die Sichelwirtin war ganz fahl geworden. Sie hatte nicht gehört von der verblühten Kritik der ehrlichen alten Person, sondern schien mit einwärts gewendetem Blick auf einer tollten Fahrt nach guten Gründen begriffen, um den grauenvoll aufsteigenden Verdacht niederzuzwingen. Das feine Batisttuch — mit M. L. gezeichnet — mochte irrtümlich in Emmis Wäschekorb gekommen und von dieser nicht näher beachtet worden sein; eine Vermutung, die an Wahrscheinlichkeit grenzte. Als Frau Klara jedoch immerlich an die seltsame Sprache der Magd gemahnt wurde, wandte sie sich mit stockendem Herzen dieser wieder zu. Sie erhob sich langsam, mit dem festen Willen, nichts mehr von ihren Gefühlen zu verraten.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten soll,“ sagte sie, das Tuch wegwerfend. „Aber was ist das, worüber Sie sich gewundert haben? Reden Sie offen, Lisette, wie sich's gehört!“

Die unbegreifliche kalte Ruhe, mit der diese Worte gesprochen wurden, verfehlten ihre Wirkung nicht. Lisette, die sich diese Selbstbeherrschung nicht erklären konnte, begann suggestiv zu erzählen, was sie eben noch geheim zu halten entschlossen war.

„Ich weiß nur so viel: Vor drei oder vier Tagen — am letzten Montag war's, glaub' ich, am Abend um die Neune, Behne — wie ich grad'

das Küchenlicht auslöschte, merk' ich, daß jemand leis über den Gang geht. Ich bin so erschrocken, — mir ist 's Herz stillgestanden vor Angst. Aber im Gang war noch Licht, und durch die Türspalte hab' ich im Vorbeigehen deutlich den jungen Herrn erkannt, trotzdem ihm der Mantelkragen bis über die Ohren ging. In des Fräuleins Zimmer — so wahr mir Gott helfe —, da ist er hinein.“ Die Magd legte zur Betätigung beide Hände auf die Brust. „Sie können mir's nun glauben oder nicht, Frau Maag — ich will niemandem übel — mich geht's auch nichts an, aber ich hab' wohl eine Stunde lang im Dunkeln gewartet, weil ich — ich konnte mir nicht denken — und wie er dann nicht wieder herankam — ich hab' auch die ganze Nacht kein Auge zugemacht! Erst am Morgen um fünf ging die Tür. Das ist so wahr, so wahr, wie ich dastehe. Ich will's beschwören!“

Danach wartete sie eine gute Weile, ob man noch eine Frage stellen würde. Die Herrin anzusehen wagte sie nicht, und da diese immer noch regungslos verharrte, schlich Lisette bedrückt hinaus.

Unten mußte im selben Moment die Haustür gegangen sein.

Hinu — heulte, zischte der Wind. Von der Straße her tönte das laute Boltern und Knattern eines Frachtwagens, der in Begleitung bellender Hunde vorbeitrieb. Die Sichel, durch den langen Regenfall mächtig angeschwollen, tobte und rauschte in ihrem Bett.

Jedoch — Franz Klara horchte, ohne zu hören. Ihr Herz schien langsam zu einem Stück Blei zu erstarren. Die Anspannung und der darauffolgende Schlag waren selbst für ihre Kraftnatur zu stark gewesen.

Mit verstärkten Blicken verfolgte sie eine feine Dampfäule, die von der Bratenschüssel aufstieg und wie ein Schleier hin und her wehte. Die Geraniestöcke auf den Fenstergesimsen nahmen wunderliche Gestalten an und machten alle durcheinander gar ergötzliche Kapriolen. Der Widerschein des Lichts auf einer Kupferkanne war wie das glühende Auge eines Ungehens. Ihr Blick schien mit schöpferischer Kraft begabt, denn alles, was er berührte, begann plötzlich zu leben, zu tanzen.

Eine halbe Stunde mochte in dieser schwerlastenden Apathie verstrichen sein, als sie den Kopf hob und bemerkte, daß der Kafadu — ihr Geburtstagsgeschenk für Emmi — ganz langsam die schwammigen weißen Lider aufschlug, den

Schnabel lautlos öffnete wie im Traum, um dann gleich wieder in Schlaf zu verfallen.

Die Uhr schlug acht.

Erst jetzt ging ein heißer Schauer durch Klaras ganzen Körper, sie krampfte die Hände ineinander, und dann brach gewaltig der Schmerz hervor, jeden Widerstand bestegend wie ein Wildbach im Frühjahr.

„Jetzt hab' ich alles verloren!“ war der erste Gedanke, der aufstieg aus der Nacht ihres Herzens, — nur ein Witz, aber heftig genug, die Seele erkennen zu lassen, wie groß, lebenspendend die Hoffnung gewesen, das Glück, das jetzt zerstört in den Staub sank. Verwaiste Kinder — Gefühle der Mutter — wie sie im Schmerz so schnell dahin starben — und die Brust füllten mit ihres Todes Bitterkeit!

Das tiefgefränkte Weib nahm wieder — wohl schon zum zwanzigstenmal — das kurze Telegramm in Augenschein, das sie am Nachmittag von einer kleinen Station der französischen Schweiz erhielt. Es hieß: „Du brauchst Dich meinethwegen nicht zu ängstigen. Papa kann Dir alles erklären. Ich schreibe bald. Emmi.“

Nach kurzem Besinnen, ob sie zuerst die Rückkehr Maags, der seit einigen Tagen wieder Geschäften nachging, abwarten, oder Martins Mutter aufsuchen sollte, entschied sie sich für das letztere.

Einige Minuten später stand sie am Haus- tor und wartete auf die bestellte Droschke, als fast gleichzeitig mit dieser die alte Kalesche ihres Mannes vorfuhr.

Maag streckte zuerst seinen Strüßtock heraus und kam dann schwer ächzend nach. Als er aber seine Frau erblickte, die ihn zu erwarten schien, bog er, Unheil witternd, statt in den Hausflur zu treten, schnell nach rechts ab zum Restaurationseingang.

Die Sichelwirtin sprang zwar sofort hinzu und hielt ihn am Kermel fest, indem sie ihm zurannte:

„Willst Du mir jetzt gutwillig Red' und Antwort stehen? Du hast gelogen. Den Beweis dafür hab' ich in Händen. Und jetzt will ich wissen, was da vorgegangen ist. Wo nicht, so geh' ich auf die Polizei.“

Allein er riß sich ungestüm los und sagte so laut, daß es auch die Kutscher hören konnten: „Was denn? Was denn? Wer ist denn der Herr über Mesopotamien, — ich oder Du? Basta, Du hast mir nichts zu befehlen! Sol Du

meinetwegen die Postzeit . . . ja warum denn nicht, wenn's Dir Spaß macht?"

Damit stieg er — sichtlich angeheitert — die drei Stufen der Treppe hinauf in die Wirtschaft, während Klara im Gefühl ihrer Machtlosigkeit ganz verzweifelt stehen geblieben, bis eine neue Flut schwarzer Gedanken drohend heranzog und sie von der Stelle trieb.

Maags Ton und Auftreten, sein feiges Abschwenken bewiesen ihr deutlich genug, daß er mit in diesem Spiele war und sie von ihm alles eher als Hilfe erwarten durfte. Dies Ungeheuerliche, Unfassbare warf sie schier zu Boden. War's ein Nachcast des Alten? Aber so vertiert konnte er nicht sein. Gleichsam wider Willen fand sie sich überzeugt, daß ihm da eine Rolle aufgedrängt wurde, die er lieber nicht gespielt hätte. In dem brutalen Sohn seiner Abwehr war ihr etwas Erköstliches aufgefallen. Und so wie er dem Mädchen jederzeit ehrlich zugetan schien, kannte Klara auch den Ehrgeiz, dem er frönte in Gedanken an Emmis einstige Heirat. Aus seinen zeitweiligen Scherzen hatte sie leicht seine ernstliche Meinung herausfühlen können, den künftigen Schwiegersohn nicht unter seinesgleichen zu wählen.

„Mit meinem Geld und Deiner hübschen Narbe kannst Du den feinsten „Seidenhenn“ haben, Maidle!“ pflegte er zu sagen. Und damit mußte es ihm einmal ernst gewesen sein.

„Aber warte, mit Dir will ich abrechnen!“ fuhr sie innerlich auf. „Wenn Du der Herr bist, so bin ich die Mutter. Und finde ich nur einen Deut von Schuld an diesem Unglück auf Deinem Brett, so sollst Du mich kennen lernen.“

Sie mußte an Ihr Herz greifen, das stürmische — wie um sich zu vergewissern, ob diese Schale ihrer Menschlichkeit auch stark genug sei, all die Stiche und Kolbenstöße auszuhalten. Fürs erste galt es, den Aufenthalt des Verführers auszukundschaften. Sie stieg in die Droschke ein.

Der Wagen holperte über das rauhe Pflaster der Vorstadt, flackernde Lichter huschten vorbei und Menschen, die mit vorgehaltenen Schirmen mühsam Schutz suchten vor Wind und Wetter.

Als er plötzlich stand, zog sie bestürzt den Schleier vor's Gesicht, hieß den Kutscher warten und stieg die schlecht erleuchtete, staubige Treppe der Mietskaserne hinan. Armlautergeruch schlug ihr entgegen, sie mußte den Atem anhalten — und daran denken, daß Martin Link aus dieser gemeinen Atmosphäre zu ihr gekommen war und durch sie die Wohlthat einer verfeinerten Existenz erfahren hatte.

Im dritten Stock zog sie aufs Geratewohl die Klingel. Ein hagerer Mann in wollenen Hemdärmeln öffnete und starrte sie an wie ein Gespenst. An der breitergeränderten Brille erkannte sie in ihm den unsympathischen Mitbewerber Martins wieder. Auch er schien trotz ihres Schleiers gleich zu wissen, wen er vor sich hatte, denn als sie bedauernd sagte: „Ach, ich bin wohl fehl gegangen?“ ergänzte er schnell und höflich: „Sie wollen wohl zu Frau Link? Die wohnt über uns.“

Klara dankte und wollte weiter. Da kam jedoch die lange Gestalt unter devoten Beugungen ganz zum Vorschein.

Ob er die Ehre habe, mit Frau Maag zu sprechen? Ob er sich — da ihm Herr Links Austritt zu Ohren gekommen sei — vielleicht bei der Madame des Hauses für die wieder freigewordene Stellung ganz ergebenst empfehlen dürfe?

„Schnurrpfeil ist mein Name. Sie können mir nachfragen. Ich war auch schon auf einem Notariat beschäftigt, und da glaub' ich bestimmt —“

„Ich weiß nicht — kommen Sie vielleicht selbst zu meinem Mann!“ unterbrach sie sein eifriges Werben mit Freundlichkeit. Es gab ihr jetzt einen Stich ins Herz, als ihr einfiel, wie sie sich mit Martin einmal über diesen Mann

lustig gemacht hatte, — nur wegen seiner burlesken Erscheinung. „Der hätte mich gewiß nicht ins Unglück gebracht!“ dachte sie noch.

Der höfliche Mann riß das Flurlämpchen vom Haken, leuchtete ihr die Treppe hinauf und machte sie darauf aufmerksam, daß Herr Link — falls ihr Besuch ihm gelte — nicht bei der Mutter wohne. Dann empfahl er sich wiederholt, wobei Klara in seinem erregten Gesicht zwei Flecken bemerkte, wie sie den hochgradigen Pathetikern eigen sind.

„Kommen Sie jedenfalls. Vielleicht kann ich etwas für Sie tun,“ sagte sie ergriffen, bis in die Kehlspeichen erschauernd.

Die gesunde, kräftige Jugend Martins trat ihr ins Bewußtsein, der Tag, als sie ihn zum erstenmal gesehen hatte. Ach, was war er doch ein lieber, schöner, herzgewinnender Bursch gewesen!

Die Sichelwirtin nahm auf den ersten Blick wahr, daß ihr Erscheinen in Frau Links Stübchen — noch dazu in so später Abendstunde — nur Schrecken hervorrief. Sie ging deshalb mit einem freundlichen Lächeln, das nur Gutes verhieß, auf die bestürzte Mutter zu.

Frau Link legte zaghaft eine magere Hand in die dargereichte volle, geschmeidige der schönen Dame, die sich gleich als Frau Maag zu erkennen gab.

„Ich komme, wie Sie sich denken können, wegen Ihres Sohnes, mit dem es sicher niemand besser meint als ich,“ sagte Frau Klara, indes ihr Blick mit einem gewissen Unbehagen an den schmerzdurchfurchten Zügen des armen Mütterchens haften blieb. Sie konnte sich nicht recht vorstellen, daß der Jüngling, den sie kannte, diesem schwächlichen Wesen das Leben verdankte.

Frau Link zog ihre Hand feinfühlernd zurück und trat hinter den Tisch, um sich dem Anblick des eleganten Gastes nach Möglichkeit zu entziehen.

„Ich kann Ihnen halt nur einen Stuhl anbieten, Madame. Und dann sieht's hier so unordentlich aus wegen meiner Arbeit. — Wenn ich gewußt hätt' —“

Die Sichelwirtin betrachtete den großen Haufen weißer Stüdware. „Was,“ erstaunte sie, „solche Arbeit verrichten Sie? Aber . . . damit verdirbt man sich ja die Augen? Das ist ja sicher eine ungesunde, aufreibende Beschäftigung?“

„Sajaa . . . das schon . . . aber . . .“ entgegnete Frau Link mit jenem mild ironischen Lächeln, das man bei Armen sieht, wenn sich reiche Leute über die Beschwerden im anderen Lager verwundern.

Die andere merkte gleich, daß sie mißverstanden wurde. Schnell, fast zornig versetzte sie: „Ich meinte, Ihr Sohn sollte Sie davor bewahren? Tut er das nicht? Das wäre ja schändlich!“

Die Mutter errötete ein wenig und beeilte sich, den bösen Verdacht von ihrem Martin abzuwälzen.

„O nein, das ist es nicht. Er hat für mich so ein gutes Herz und hilft mir mehr als mir lieb ist. Denn ohne Arbeit kann ich nicht sein. Was soll' ich sonst auch anfangen?“

Da beugte sich der Gast über den Tisch, legte eine Hand über die andere und sagte in einem Ton, der von tiefen, schweren Seufzern genährt war: „Das freut mich für ihn, wenn es so ist, wie Sie sagen, liebe Frau Link. Denn — um gleich die Wahrheit zu gestehen — ich habe leider in letzter Zeit . . . hm . . . einen weniger guten Eindruck von ihm bekommen! Nein, nein, um Himmels willen! Bleiben Sie sitzen!“ rief sie, als die Geängstigte aufsprang und ihre Augen verdeckte.

„Was . . . was hat er getan?“ kam es nur wie ein Hauch von den schmerzbedruckten Lippen. Mit einem Schlag stand der Mutter wieder das schrecklichste Ereignis ihres Lebens im Sinn, die

Szene in der Festhütte, seit der sie ihren Sohn nicht wiedergesehen hatte.

„O nichts, nichts, was sich nicht gut machen ließe!“ beruhigte Klara aufs neue. „Ich bin nur gekommen, um zu erfahren, wo er sich jetzt aufhält, weil ich ihm dringend schreiben muß.“

Frau Link zog eine Karte aus dem Rahmen eines Wandbildes.

„Diese Karte erhielt ich die letzte Woche. Eine Adresse steht nicht darauf. Und sonst hab' ich nichts.“

Es war eine Ansicht von Genf mit der flüchtigen Meldung, daß die Mutter bald viel Erfreuliches von ihrem Martin hören werde.

„Und seit dem wüsten Abend in der Festhütte,“ ergänzte sie noch, „hab' ich ihn auch nicht wiedergesehen.“

Frau Klara erkundigte sich mit Staunen, was geschehen sei, und bekam dann gerade so viel zu hören, als nötig war, ihr die Augen zu öffnen, die denn auch bei jedem Wort der getreulichen Erzählung größer wurden.

„O jetzt . . . jetzt versteh' ich alles!“ flüsterte sie dann vielmal vor sich hin, und ihr Gesicht war wunderbar entsetzt durch den Zwang, den sie sich auferlegte.

„Vom Gericht hat auch schon einer nach ihm gefragt. Was soll ich machen? Vor Angst kann ich keine Nacht mehr schlafen. Ich würd's auch nicht überleben, wenn er Schand' auf sich kommen ließ!“ jammerte die Mutter mit der allertraurigsten Gebärde. „Ich kann ja nur beten. Tag für Tag.“

Klara wurde fast übel von diesem hochnotpeinlichen Mutterelend, das sich hilflos auf Gott und die Heiligen berief. Das ein Mensch so sich selbst verlieren konnte! Und nun verstand sie auch, was der Jüngling gemeint hatte, als er ihr wegen der Mutter einmal sein Herz ausschüttete mit den Worten: „Sie ist immer hinter mir her wie eine himmlische Mahnung und würd's nicht müde, den Sohn „dort oben“ in besseres Licht zu rücken. Ach, schon ihr Anblick tut mir weh. Es klagt mich etwas an, was ich nicht zu verantworten habe, was gegen mein Wissen und Willen geschehen ist.“ Wirklich, man konnte sich kaum zwei größere Gegensätze denken, wie diese schwächliche Mutter und ihren begehrliehen Sohn.

„Das Beten hilft uns nichts, Frau Link, und macht das Geschehene nicht ungeschehen. Damit verliert man nur die Zeit zum Handeln!“ ermahnte sie ernst. „Wir müssen uns selber helfen. Ich bin auch froh, daß ich gekommen bin. Sie können nun ganz, ganz ruhig sein, Sie Aermstel!“

Wohl zwei Stunden lang gab sich Klara alle Mühe, die gehegte Seele mit guten Bekehrungen aufzurichten, obwohl für sie selbst nur Kampf und Grauen auf der Dauer lag.

Als sie ihr beim Abschied beide Hände reichte und bald wiederzukommen versprach, meinte Frau Link mit glücklichem, leisen Weinen: „Der Martin hätt' halt eine Mutter haben müssen wie Sie eine sind, Frau Maag. Eine, die ihm von Zeit zu Zeit auch den Meister gezeigt hätt'!“

„Es ist noch nicht zu spät dazu!“ erwiderte die Sichelwirtin zuberfichtlich.

Zu Hause angekommen, hörte sie, der Alte sei schon zu Bett gegangen.

„Er hat zwei ganze Flaschen Weltliner getrunken und ist kaum die Stiege hinaufgekommen,“ berichtete Marie, die Kellnerin.

An den scheuen Blicken und der Zurückhaltung der Jungfer merkte die Herrin, daß ihr Geheimnis schon verraten war. Aber sie brachte es nicht über sich, der boshaften Schwatzbale Schweigen zu gebieten.

„Ich bin ja doch die längste Zeit Sichelwirtin gewesen,“ kam ihr ein erlösender Gedanke, als sie die Treppe zur Wohnung hinaufstieg.

Geologisches aus der Südsee.

Von I. Sauerland.

Die Inselgruppen der Südsee — gewöhnlich unter dem Namen Ozeanien zusammengefaßt — sind in geologischer Hinsicht höchst interessant. Sie erstrecken sich von den Palauinseln, als dem westlichsten, bis zur Osterinsel, als dem südöstlichen Vorposten und werden nach ihren verschiedenen Bewohnern in die drei Hauptgruppen Mikronesien, Melanesien und Polynesien eingeteilt. Neuguinea und die anderen melanesischen Inseln, unter denen als die wichtigsten der Bismarckarchipel, die Salomoninseln, Neukaledonien, die Neuen Hebriden und Fidji genannt sein mögen, sind vorwiegend vulkanischer Natur, und viele der Eilande tragen noch heute tätige Vulkane. Diese Gruppe ist nach Umfang und Einwohnerzahl die bedeutendste.

Mikronesien mit den Palau-, Marianen-, Carolinen-, Marschall-, Gilbert- und Bonininseln und Polynesien, das alle östlich gelegenen Gruppen umfaßt, darunter als größte die Sandwich-, Samoa-, Gesellschafts-, Marquesas- und Tongainseln, besteht teils aus hohen Inseln rein vulkanischer Natur, vielleicht den noch hervorragenden Spitzen eines untergegangenen Kontinents, teils aus niederen Eilanden, welche vorzugsweise Werke riffbauender Korallen sind. Die oft sehr regelmäßige Anordnung der Inseln in mehr oder weniger geraden und bogenförmigen Linien verstärkt die Vermutung, daß sie die letzten Spuren unter das Meer versunkener Gebirge sind.

Neuseeland, obgleich von Polynesiern bewohnt, bildet eine Gruppe für sich. Letzteres betrachten wir zunächst nach seinem geologischen Aufbau, der auch zum Teil für die anderen Inselgruppen typisch ist, und wenden uns dann der Betrachtung der Koralleninseln zu. Die Kolonie Neuseeland besteht aus drei Hauptinseln und einer Reihe von Nebeninseln. Die ersteren sind: die „Nordinsel“, von den Maoris nach der Sage, daß sie vom Gott Maui aus dem Wasser gefischt wurde, Te Ika a Maui, d. h. „der Fisch Maui“ genannt; dann folgt, durch die Cookstraße von ihr getrennt, die gewöhnlich „Südinsel“, heute zuweilen auch „Mittelinsel“ genannte Te Wai Pounama, d. h. „der Platz des Grünsteins“, des von den Maoris hochgeschätzten Nephrits; und weiter nach Süden, durch die Foveauxstraße getrennt, die bedeutend kleinere „Stewartinsel“, von den Maoris Rakiura genannt. Der Umfang dieser drei Hauptinseln beträgt für die Nordinsel 44 468 englische Quadratmeilen, die Südinsel 58 525 englische Quadratmeilen, die Stewartinsel 665 englische Quadratmeilen und kommt damit ungefähr demjenigen Großbritanniens gleich.

Dazu treten noch verschiedene kleinere Inselgruppen, nämlich im Süden die Auckland- und Campbell-, im Osten die Antipoden-, Bounty- und Chatam- und im Norden die Kermadecinseln. Die niedrigen Chataminseln dienen etwa 240 Neuseeländern zur Schafweide, die vulkanischen und fruchtbaren Kermadecinseln zählen außer einigen Neuseeländer Ansiedlern auf Raoul keine Bewohner, und die übrigen Inselgruppen sind überhaupt unbewohnt.

Reiche Küstengliederung zeichnet die Nordseite der Nordinsel und die Nord- und Südwestküste der Südinsel aus. Die auffallendste Bodenhebung Neuseelands bildet der von Südwest nach Nordost streichende vulkanische Gebirgszug, der im Südkap der Stewartinsel beginnt und, durch die Foveaux- und die Cookstraße unterbrochen, im Ostkap der Nordinsel endet. Diese aus gehobenem Schichtgestein verschiedener Epochen und aus massivem Urgestein bestehende Kette bildet das mächtige Rückgrat der Inselgruppe und erreicht ihre bedeutendsten

Höhen in den „Neuseeländer Alpen“ der Südinsel mit 3776 Meter hohem Koromgi oder Mount Cook. Da die Schneegrenze hier bei 2300 bis 2400 Meter liegt, so sind die Gipfel dieser Berge in ewigen Schnee gehüllt, und im mittleren und südlichen Teile mit mächtigen Gletschern bedeckt, deren Abflüsse an der Südostküste eine Reihe herrlicher Seen, an der Südwestküste eine große Zahl tief eingeschnittener, prächtiger Fjords gebildet haben. In Neuseeland reichen, wie auch in Patagonien, die Gletscher sehr viel weiter herab als in Gebirgen gleicher Höhe und gleicher geographischer Breite auf der nördlichen Halbkugel, weil hier die Temperatur mit der Höhe viel schneller ab- und die Niederschlags- (Schnee-) Menge rascher zunimmt als z. B. in Europa. Die Gletscher reichen auf der Ostseite der Südinsel bis zu 835 Meter, auf der Westseite sogar bis zu 212 Meter Höhe über dem Meere herab, erreichen aber ihre früheren Straßen, die Fjorde, jetzt nicht mehr. Klein Land, das so nahe dem Äquator liegt und nicht höhere Gebirge als Neuseeland besitzt, ist heute noch von so mächtigen Eismassen bedeckt. Die Täler auf beiden Seiten der Neuseeländer Alpen sind sehr tief eingeschnitten, dabei aber breit und flach. Enge Schluchten finden sich nirgends. In den unteren Partien sind diese Täler durchschnittlich etwa 5 Kilometer breit, ganz mit Geröll ausgefüllt und von einem Netze stetig wechselnder Torrenten durchzogen, welche immer neue Geröllmassen in denselben ausschütten. Spuren vulkanischer Tätigkeit sind auf der Südinsel nur noch in einigen heißen Quellen zu finden, und ebenes Land ist nur in ganz geringem Maße, speziell in der Canterburyebene zu finden.

Dagegen weist die Nordinsel noch die verschiedenartigsten Betätigungen vulkanischer Wirksamkeit auf. Isoliert aus der Ebene erhebt sich im Westen die grandiose, ideal regelmäßige Schneepyramide des 2522 Meter hohen Taranaki oder Mount Egmont, eines längst erloschenen Vulkans; auch der östlich davon im Hauptzuge liegende, mit 2803 Meter höchste Berg der Nordinsel, der mit ewigem Schnee bedeckte Ruapehu, scheint erloschen zu sein, der 2560 Meter hohe Ngauruhoe und der 1891 Meter hohe Tongarirokegel aber sind noch in Tätigkeit, und der weiter nach Norden zu gelegene Taranoera, den man längst erloschen glaubte, hat durch seinen großartigen Ausbruch vom 10. Juni 1886 ein furchtbares Lebenszeichen von sich gegeben und bei der Gelegenheit auch die berühmten Sinterterrassen, eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten Neuseelands, vernichtet. Zwischen dem Tongariro und dem Tarawera im Gebiete des Taupo- und des Rotornasees zeigen eine große Anzahl von Geysern, Solfataren, Schlanmbulkanen und heißen Quellen eine rege vulkanische Tätigkeit an; sie bilden das „Wunderland“ Neuseelands. Nördlich davon finden wir einen noch ausgedehnteren vulkanischen Herd bei Auckland, dessen Umgebung von Kraterformen übersät ist.

Die Vorgänge, durch die die Gebirge Neuseelands gebildet und zerstört worden sind, verteilen sich auf einen sehr langen Zeitraum. Es sind Faltungen vor der mesozoischen Zeit eingetreten; namentlich die obere und mittlere Kreide, durch das Auftreten der dicotyledonen Flora ausgezeichnet, wie in Europa, liegt an vielen Orten diskordant, aber in mehreren Teilen der Südinsel sind postcretacische Faltungen bekannt. Die tätigen Vulkane, die zahlreichen heißen Quellen der Nordinsel und die seismischen Vorgänge lassen uns erkennen, daß der Zusammenbruch dieser Nordhalbkugel nicht als abgeschlossen anzusehen ist.

Gaben an dem Aufbau Neuseelands alte kristallinische Schiefer, sowie eine schön entwickelte Reihe von Schichtgestein teilgenommen, so sind andere Inseln vielfach von jungtertiären Schiefergebilden und vulkanischen Ausbruchprodukten

umhüllt. In dem nordwestlichen Sumatra betreten wir den Endpunkt einer lang gestreckten Inselreihe, offenbar eines jungen Kettengebirges, dessen aufgerichtete Ablagerungen sich aber nicht sehr hoch über dem Meeresspiegel erheben. Die bedeutendsten Gipfel dieses Gebirges gehören nicht dem gefalteten Gebirge an, sondern sie sind durchgängig junge, noch tätige oder erst seit kurzem erloschene Feuerberge: gelangen wir doch hier zu demjenigen Gebiet der Erde, in welchem die vulkanische Tätigkeit am großartigsten entfaltet ist, in welchem sich die meisten Feuersehnde auf verhältnismäßig nicht sehr großem Raum zusammendrängen. Java allein trägt deren etwa hundert, von denen gegen dreißig noch tätig sind, und dieser Region gehören drei der furchtbarsten Vulkane an, Krakatau, Gunung, Welungung auf Java und Tambora auf Sumbava, denen sich auf der ganzen Erde vielleicht noch der Consequina in Zentralamerika und Skaptar Jökull auf Island an verderblicher Wut der Ausbrüche an die Seite stellen können. Mit ziemlicher Sicherheit können wir die mit Sumatra beginnende Kette über Java, Bali, Lombok, Sumbava, Flores und mehrere kleinere Inseln bis Timor verfolgen; von hier aus wird der weitere Nachweis unsicher, doch macht es die einfache geographische Anschauung der Karte wahrscheinlich, daß eine weitere Fortsetzung in Neuguinea und Neukaledonien zu suchen sei, während Neubritannien, die Salomoninseln und die Neuen Hebriden eine Parallellinie bilden würden. Als das allerdings weit entlegene Ende dieser Kette wäre dann wohl Neuseeland zu betrachten. Eine genaue Prüfung dieser wahrscheinlichen Annahme hier durchzuführen, kann nicht unsere Aufgabe sein, und ebensowenig können wir uns mit einer Schilderung dieser, mit Ausnahme von Neuseeland, noch wenig erforschten Länder befassen; aus Neukaledonien ist etwa das Vorkommen mariner Triasbildungen zu erwähnen. Von den Palaos werden Gornblendegranite und Diabase, von Neubritannien das Vorhandensein älterer Sedimente erwähnt, von den Fidjiinseln hat N. Wichmann eine reiche Menge von Massengesteinen, Schiefen, Sandsteinen und Kalken beschrieben, ja sogar auf den Marquesasinseln, fast in der Mitte des Pazifischen Ozeans, werden Gneise und Glimmerschiefer erwähnt.

Die zahllosen kleinen Inseln, die außerhalb des mit Neuseeland endigenden Bogens gegen Norden und Osten in der polynesischen und mikronesischen Region liegen, bestehen, mit Ausnahme der Fidjiinseln und vermutlich der Marquesas, nach den bisher bekannten Nachrichten, durchgehend aus jungen vulkanischen Aufschüttungen und aus den Wänten der Korallen. Wie diese Koralleninseln entstanden sind, soll der Gegenstand einer weiteren Untersuchung sein, bei der wir uns auf die Autorität von Moritz Schanz stützen.

Die Bildung der interessanten Koralleninseln kann man sich ungefähr folgendermaßen erklären. Die Korallen siedeln sich an den Küsten der Inseln und Kontinente warmer Meere auf einem höchstens 35 bis 50 Meter tiefen Grunde des Ozeans an und bilden daselbst einzelne Höcker, zwischen denen sich Trümmer von Korallenstöcken, den Skeletten von Korallentieren, vom Meere zusammengespült, festsetzen. Neue Generationen bauen sich auf den alten Höckern auf, erhöhen dieselben und überwölben ihre Zwischenräume, und zwar ist das Wachstum dieser sich so bildenden „Korallenbänke“ ein verhältnismäßig rasches; ist doch z. B. die Torresstraße seit ihrer Entdeckung durch Ausbreitung der Korallenbänke in ihrem Fahrwasser so bedeutend beschränkt worden, daß man an eine gänzliche Sperrung derselben in Zukunft denken darf. Die kalkreichen Exkremente zahlreicher die Korallenfelder abweidender Fische mischen sich mit den durch die Wellen abgerissenen Korallen-

trümmern, die zu Sand zerfleinert werden und sich in allen Zwischenräumen ablagern. Bis an die Meeresoberfläche zur Ebbezeit bauen sich die Palypen empor, dann siedeln sich auf ihrer Oberfläche besonders Kalklagen an, die eine Entblöhung zur Ebbezeit vertragen; Wellen und Wind werfen abgerissene Trümmer von Korallen auf die Höhe des Riffs, und so hebt sich dieses im Laufe der Zeit zunächst an einzelnen Punkten und endlich im ganzen Umfang über die höchste Stütze.

(Schluß folgt.)

Blumenkultus.

Von Hermann Krafft.

Eine neue Leidenschaft für die Blume ist im Erwachen — mit diesen Worten leitete vor einem Jahrzehnt Alfred Lichtwark, der Direktor der Hamburger Kunsthalle ein kleines Buch über „Wilde Blumen“ ein; die Folgezeit hat gelehrt, daß Lichtwark mit dieser Behauptung nicht zu viel gesagt hat.

Das ästhetische Empfinden ist für den Blumenkultus zweifellos um so bedeutungsvoller geworden, je mehr der Mensch mit Anzucht und Pflege der Pflanze Beschäftigung fand, je enger seine Beziehungen zur Blumenwelt wurden. Es durfte nicht ausbleiben, daß die einmal erwachte Freude an dem Schönen gerade in dem Pflanzenreiche mit seinem unendlich wechselreichen Formen- und Farbenspiel immer neue Nahrung fand. Diese Freude an den Blumen zwingt noch heute Naturvölker Haar und Kleidung mit Blumen zu schmücken. Hand in Hand mit dieser Freude an dem Schönen geht eine immer größer werdende Kenntnis vom Nutzenreichtum der Pflanzen. Der Festlegung der Unterscheidungsmerkmale und der Benennung der Pflanzen folgt eine Beschäftigung mit deren Lebensweise; dabei werden mancherlei heilbringende und schädliche Einwirkungen der Pflanzen auf den Menschenkörper erkannt.

Diese Erkenntnis der Heil- und Giftpflanzen gab neue Anregung für den Blumenkultus. Der Mensch sah in den Pflanzen neue Kräfte erstehen, die „gut oder böse“ wirken konnten, was unbedingt dazu beitragen mußte, die Pflanzen mit einem höheren Nimbus zu umgeben, als manche bereits infolge ihrer Verwendung beim religiösen Kultus ohnehin aufzuweisen hatten. Der Glaube richtete viel aus, mehr jedoch noch der Aberglaube.

Bedeutungsvoll in bezug auf den Blumenkultus mußte für das Abendland die Entdeckung Amerikas und anderer Länder werden. Die reichen und zum Teil recht eigentümlichen Pflanzensätze ferner Zonen erregten die Begierde nach solchen seltenen und kuriosen Pflanzengestalten, und manche Pflanzen, die heute nur noch in einigen botanischen Gärten ein kümmerliches Dasein fristen, erfreuten sich ehemals allgemeiner und großer Beliebtheit. Wenn diese Sucht ehemals die sogenannte „Tulpenmanie“ entstehen ließ, die nicht nur dazu führte, daß ganze Vermögen in Zwiebelpflanzensammlungen angelegt und daß viele Tausende von Gulden für eine einzige Zwiebel verausgabt wurden, sondern auch Anlaß zu einer wahren Börsenspekulation gab, so wollen wir im Hinblick hierauf nicht übersehen, daß auch heute noch Unsummen von Geldes für einzelne Pflanzen verausgabt werden, für Pflanzen, deren einziger Vorzug zumeist darin besteht, keine oder doch nur wenige ihresgleichen zu besitzen.

Es muß ein natürliches Bedürfnis der Menschen sein, den Körper zu schmücken. Die Pflanze hat an diesem Schmuck wesentlichen Anteil, ursprünglich waren es einzelne Blumen oder Laubzweige, die an passender Stelle des Körpers angebracht wurden. Nach und nach sind aus solchen losen Teilen Gewinde geworden,

die als Vorläufer des heutigen Straußes und des Stoppfranzes anzusehen sind. Der Brauch, für bestimmte Vorkommnisse ganz gewisse Blumen oder Blätter zu verwenden, läßt sich gleichfalls bis ins Altertum zurückverfolgen.

Die Einfachheit der Blumengewinde des Altertums, wofür die altägyptischen Königsgräber, die Felder der olympischen Festspiele und die Wandgemälde Pompejis die Beweise liefern, sind in neuester Zeit wieder vorbildlich geworden für moderne Zusammenstellungen.

Ganz besonders empfänglich für die Schönheit der Blumen ist man im Morgenlande, wo der Blumenkultus schon frühzeitig auf hoher Stufe stand. Als Beweis hierfür braucht nur an die hängenden Gärten der Semiramis erinnert zu werden. Dem Morgenlande verdanken wir auch die ersten Nachbildungen von Formen aus dem Pflanzenreiche. Der prachtliebende Orientale benutzte die Pflanzen- und Blumenmuster nicht nur zum Ausschmücken seiner Kleidung, sondern auch zur Verschönerung seines Heims. Die morgenländischen Teppichmuster entstammten vornehmlich den Formen des Pflanzenreiches. Stängel, Ranken, Blätter und Blumen gelangen in stilisierter Form zur Anwendung.

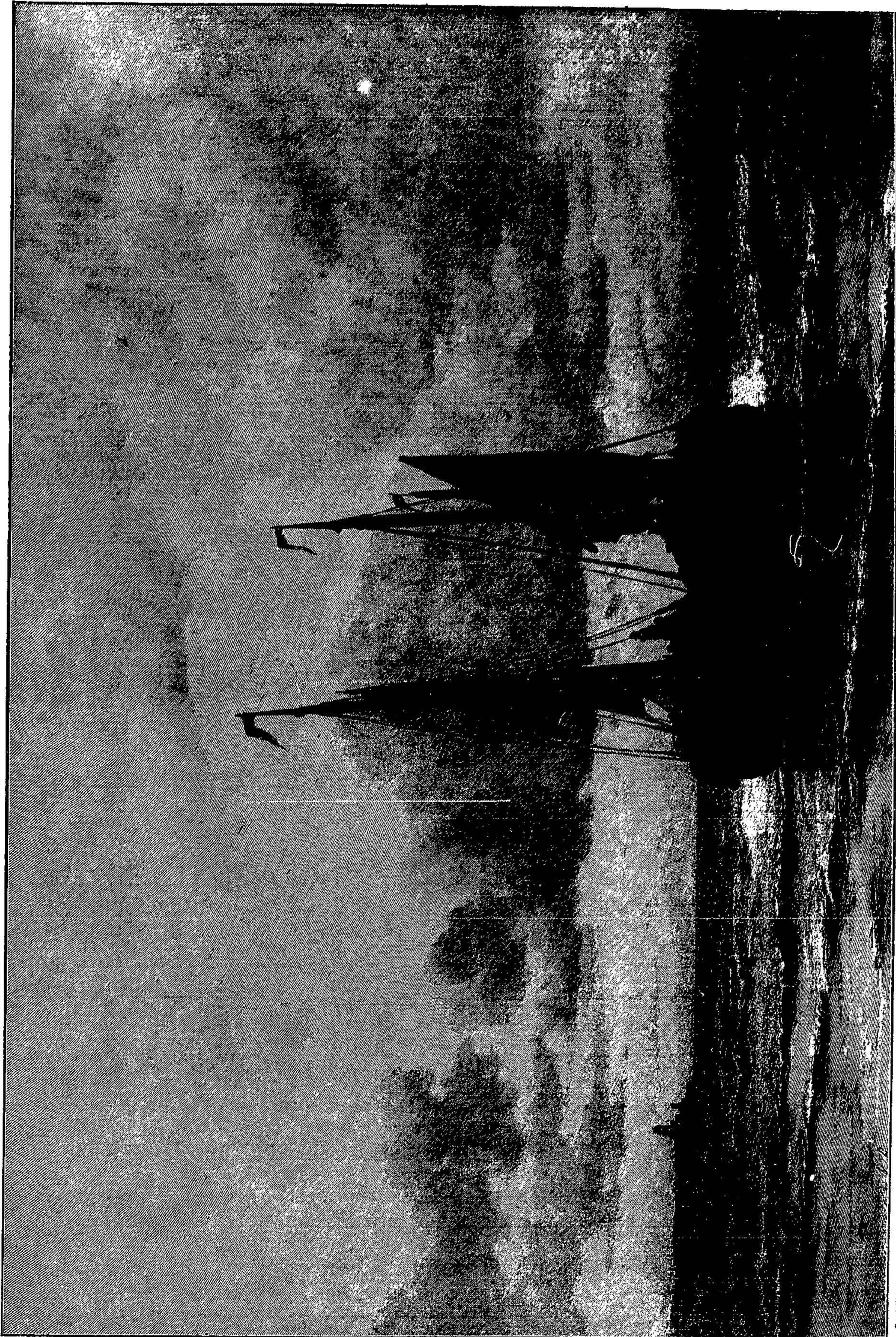
Die Liebe zu den Schönheiten der Blume führte jedoch nicht nur zur Nachbildung in flachen oder wenig erhabenen Mustern, sondern sie ward auch die Brücke zu den Kunstblumen, deren Ursprung wiederum im Morgenlande zu suchen ist, wenn wir von den getrockneten Blumen, den Innortellen der Römer, absehen wollen. Aus Byzanz sind die Kunstblumen über Italien auch auf uns gekommen und beschäftigen heute noch gewaltige Industriebetriebe. Wäre der Sinn für die Blumenschönheit nicht so hoch entwickelt, wie dies tatsächlich der Fall ist, so hätte die Kunstblumenindustrie nie einen so gewaltigen Aufschwung verzeichnen können. Die Erzeugnisse dieser Industrie sind gegenwärtig von einer derartigen Vollendung, daß es oft schwer hält, die künstlichen Blumen von ihren natürlichen Vorbildern zu unterscheiden. Die weitere Entfaltung der Nachahmung von Blumen kann selbst dadurch nicht zurückgehalten werden, daß den Kunstblumen in neuester Zeit zwei beachtenswerte Rivalen entstanden sind: die präparierte Pflanze und die natürliche Blume selbst. Durch chemische und physikalische Bearbeitung werden bestimmte Pflanzen unvergänglich gemacht, ohne daß sie große Einbuße am natürlichen Aussehen erleiden. Diese Präparate finden dort Verwendung, wo die lebende Pflanze sich nur für eine ungenügende Zeitdauer halten kann. Die ungeheuren Mengen lebender Blumen, welche uns heutzutage durch die Kunst des Gärtners und durch eine Einfuhr vom Auslande, Sommer wie Winter zur Verfügung stehen, erlauben einen weit größeren Verbrauch als vor wenigen Jahrzehnten, wo Blumen, zumal im Winter, oft recht kostspielig waren. — Der große Aufwand, der zurzeit bei Straßen- und Häuserdekorationen anlässlich öffentlicher Festlichkeiten entfällt wird, sind Bedingung für die weitere Entwicklung der Kunstblumenindustrie.

Nachgelassen hat die Verwendung von allerlei getrockneten Gräsern und ähnlichem Pflanzenmaterial zum Schmuck der Wohnräume, was gewiß nicht zu bedauern ist, denn, so ausgezeichnet auch der auf den Maler Makart zurückzuführende Gedanke dieses Schmuckmittels in seiner Grundidee war, so sehr artete er in der Folgezeit aus. Was die Industrie alles auf dem Gebiete des sogenannten Makartmaterials zutage gefördert hat, das spricht nicht nur ästhetischen, sondern auch hygienischen Ansprüchen Hohn und wir dürfen froh sein, daß das Makartbuckett, wie es die Industrie in den letzten zwei Jahrzehnten produzierte, nur noch eine verschwindend kleine Verbreitung findet.

Die Blume als Schmuckmittel, einerlei, ob natürlich oder künstlich, fand zunächst zwar nur Verwendung am Körper oder an der Kleidung — manche Völkerstämme machen selbst heute noch keinen weiteren Gebrauch von der Blume —, doch waren mit dieser Anwendung gleichzeitig weitere Fingerzeige gegeben zur Anordnung der Blume als Schmuck im Wohnhause und in der nächsten Umgebung des Hauses, im Garten. Vom Garten zu den öffentlichen Anlagen war hernach nur noch ein Schritt.

Auf dem Gebiete der Blumenpflege in Haus und Garten leistet von altersher der Japaner geradezu Erstaunliches. Die japanische Blumenzucht ist so eigenartig, so originell und wird mit so viel Ausdauer und Mühe durchgeführt, daß ein näheres Betrachten derselben wohl verlohnt. Der Grundzug altjapanischer Kunst liegt in der stannenswerten Beherrschung der Naturformen, welche nicht nur durch ein eingehendes Naturstudium, sondern vornehmlich durch die liebevolle Beschäftigung mit der Natur überhaupt erreicht wird. Diese Beherrschung der Natur betätigt der Japaner besonders bei seinen Blumen- und Pflanzenkombinationen. Unter strengster Berücksichtigung der äußeren Lebenserscheinungen der Pflanzentwelt, des Standortes der Pflanze, sowie unter Beachtung der Jahreszeit, fertigt der Japaner seine Blumenzusammenstellungen an. Alles was die Natur ihm zeigt, jeder verkrüppelte Zweig, jedes gelbe Blättchen, ja die im Wachstum zurückgebliebene Blütenknospe, wie auch die vom Wurm zernagte Blume findet Gnade vor seinen Augen und praktische, naturgemäße Verwendung in seinen Arrangements. So ein japanisches Blumenwerk ist eine kleine Landschaft mit Höhen und Tälern, mit Wiesen und Seen, ein Idealbild japanischer Vegetation, dem streng wird es vermieden, fremdländische Blüten zu verwenden. Trotz dieser unbeschränkten Naturnachahmung, die, wie man leicht vermuten dürfte, ins Bügellose ausarten könnte, beachtet der Japaner bei der Herstellung seiner Blumenwerke eine durch unendlich viele Regeln festgelegte Gesetzmäßigkeit, die sich in bestimmten, dem Arrangement zugrunde gelegten Linien ausdrückt. Die Symmetrie ängstlich vermeidend, erstrebt er dennoch das Gleichgewicht der Massen. Die Liebe zur Natur, die der Japaner so vortrefflich in den Blumen- und Pflanzenkompositionen und dann auch in seinen Gartenanlagen zu zeigen versteht, ist nicht nur maßgebend für den Blumenkultus geworden, sondern für die ganze japanische Kunst.

Die Einführung der Pflanze und der abgesehenen Blume als Schmuckmittel in das Wohnzimmer mußte bei weiterer Ausbreitung dieser Sitte Anlaß werden, daß gewisse Personen sich ausschließlich der Blumen- und Pflanzenpflege widmeten und diesen Beruf, die Gärtnerei, zu einer Lebensaufgabe gestalteten. Den Angehörigen dieses Berufes lag es aber nicht nur ob, die Pflanzen zu pflegen, sondern ihnen fiel auch die Aufgabe zu, die Pflanzen in künstlicher Weise zu vervielfältigen, oder, wie die technische Bezeichnung hierfür lautet, zu vermehren, denn die Nachfrage nach Pflanzen ward eine ständig steigende, und bei manchen Arten war die Zucht im Zimmer geradezu unmöglich, es bedurfte dazu der Pflanzenhäuser des Gärtners. Gleichen Schritt mit dieser Vermehrung mußte dann die Veredelung der einzelnen Formen und Farben halten. Das, was die Natur augenscheinlich durch Zufall zuwege brachte, das, was wir heute als die Produkte der natürlichen Zuchtwahl, und — um auch den neueren Anschauungen über die Entstehung neuer Pflanzenarten gerecht zu werden — als die Produkte der Mutation und der Heterogenese erkennen, mußte auch den Menschen zu künstlicher Nachahmung veranlassen. Nach Tausenden und Abertausenden zählen heute diese Veredelungen von Form und Farbe bei den verschiedenartigsten Pflanzen.



Reproduction and reproduction of this document is prohibited.

Marie Uambach: Marine.

Durch diese künstliche Vermehrung und Bereicherung der Pflanzen in den Treibhäusern und sonstigen Kulturstätten der Gärtner hat der Blumenkultus aufgehört, ein Vorrecht der bemittelten Kreise zu sein. Der Gärtnerei, die ihr Entstehen selbst dem Blumenkultus dankt und welche sich heute die Pflege dieses Kultus aufs äußerste angelegen sein läßt, sind wiederum mancherlei Momente zuzuschreiben, deren Einfluß auf die Förderung menschlicher Kultur nicht gelassen werden kann. Wie groß ist nicht allein schon der Nutzen, den Maler, Bildhauer und andere Künstler aus der Vermehrung des Pflanzenmaterials gezogen haben und zum Segen der allgemeinen Künste verwenden konnten.

Weit wesentlicher ist aber der Umstand, daß heutzutage ein jeder für wenige Pfennige einen Blumenstock erstehen oder einen Steckling oder ein paar Samenkörner kaufen kann, um das Entstehen einer Pflanze und deren weitere Entwicklung beobachten zu können. Wie sorgsam und liebevoll werden gerade in denjenigen Kreisen, die zur Verschönerung ihres Daseins nur wenig opfern können, die billigen Blumen gehegt und gepflegt. Hier bietet der Blumenkultus nicht nur Genuß und Freude, hier macht er sich auch geltend als ein Mittel zur Bereicherung des Gefühls.

Es ist eine anerkennenswerte Einrichtung, welche seit einigen Jahren zur Pflege des Blumenkultus an manchen Schulen getroffen wurde: die unentgeltliche Verteilung von Topfgewächsen. Die Schulkinder sollen die Pflanzen Monate hindurch pflegen; dann findet eine Ausstellung der verteilten Pflanzen statt, wobei für die am besten gepflegten eine kleine Auszeichnung verabsolgt wird. Diese Prämierung ist gewiß ein mächtiger Trieb zum liebevollen Umgang mit dem Pflanzling. Bei der Blumenpflege lernt das Kind Ordnungsliebe, treue Pflichterfüllung und Beharrlichkeit üben. Die im Stübchen nur gar zu oft stehende Noth wird im Umgange mit den Pflanzen eingedämmt. In Anrechnung dieser Tatsache sollte das Kind in der Schule mehr mit der Lebensweise der Pflanze vertraut gemacht werden; unser naturwissenschaftlicher Unterricht läßt in dieser Beziehung noch gar viel zu wünschen übrig.

Der allgemeinen Liebe zur Pflanzenwelt haben wir auch die Gärten und Parkanlagen zu verdanken, die für den Menschen noch weit wichtiger geworden sind als die Blume in der Vase und die einzelne Pflanze im Topfe. Namentlich in sanitärer Richtung beeinflusst der Blumenkultus in dieser Gestalt unser Leben. Wenn auch die Blumen und Pflanzen der Gärten und Anlagen selbst weniger für unser Dasein von Belang sind, da der mutmaßliche Vorteil, den die menschliche Lunge von der Sauerstoffausscheidung der Pflanzen ziehen soll, nur ein äußerst minimaler ist, so sind doch die Pflanzen der vermittelnde Faktor, wodurch uns Luft und Licht in der Stadt nicht allzu sehr genommen werden. Zu einer hohen Kunst hat sich heute jene Tätigkeit entfaltet, welche sich auf die Anlage der Gärten und Parks erstreckt. Nicht wenige sind da Meisterwerke, die wir auf diesem Gebiete be-

sitzen, und gar manches Kunstwerk eines Bildhauers, eines Architekten kann erst dann zur richtigen Geltung kommen, wenn die Gartenkunst für die nötige Umrahmung gesorgt hat. Architekten und Künstler bedürfen des Pflanzenreiches, nicht nur der Studien wegen, sondern auch da noch, wo es gilt, die vollendete Schöpfung zur Anschauung zu bringen.

Gärten und Park haben im Wechsel der Zeiten und bei den verschiedenen Völkern selbst manchen Wechsel über sich ergehen lassen müssen. Daß die Entwicklung auch hier keinen Stillstand kennt, dafür haben wir in jüngster Zeit die schönsten Belege erlebt. Manchen Garten „stil“ kennen wir nur noch aus der Ueberslieferung oder auf Grund einiger Reste, und es ist lehrreich, das Vergangene dieser Art dem Bestehenden gegenüberzustellen. Skizzenhaft möge dies hier geschehen: die Gärten des Altertums zeichnen sich durch Regelmäßigkeit aus, und erst mit dem Fortschreiten der Kultur griff auch im Abendlande die Nachahmung der Natur, die im japanischen und in diesem in mancher Beziehung ähnelnden chinesischen Garten schon seit altersher geübt wurde. Im assyrischen Garten dominiert der würdige, architektonisch hervorragende Palast mit mächtiger zum Garten herabführender Treppe, die von Sphingen oder ähnlichen Steinkolosse flankiert wird. Zu den vielen wagemutigen Linien des massiven Gebäudes kontrastieren die schlank aufstrebenden Cypressen und Palmen. Ein umfangreiches, mit Ruheplätzen umsäumtes Bassin ladet an tiefer Stelle des Gartens zum behaglichen Verweilen unter schattenspendenden Bäumen am kühlen Brunnen ein. Stimmungsvolle Bilder verschafft der Blick in den indischen Garten. Die Lotusblume öffnet ihre Kelche über dem glatten Spiegel des Teiches, dessen Ränder von Bambus, von Palmen und von immergrünen Hölzern überschattet werden. Und im Dickicht dieser Pflanzen verlieren sich im Hintergrunde des Parks die Umrisse einer Pagode. Heilige Elefanten auf reich ornamentierter Balustrade halten Wacht am Eingang. Der arabische Garten gliedert sich der Regelmäßigkeit der Gebäulichkeiten vorzüglich an. Von Schlingpflanzen bewachsenes Gitterwerk schafft Laubgänge, lauschige Nischen und Sitzplätze, die ungestörtes Verweilen gestatten. Eine Fontäne entspringt der Mitte des blumendurchwirkten Rasens, und Lorbeer, Orangen, Feigen, Oliven, Myrten, Granaten und ähnliche Pflanzen der Mittelmeerflora bilden in regelmäßiger Anordnung den Baumbestand. Der italienische Renaissancegarten entstand auf den Plätzen altrömischer Villengärten, deren ausgegrabenen Statuen zweckmäßige Verwendung fanden. Große Terrassen und mächtige Treppenanlagen führen von dem hochgelegenen Gebäude zum Garten herab, der mit seinen Kastaden, Bassins, Kanälen, Baum- und Rasenanlagen in strenger Symmetrie die Fortsetzung des Gebäudes bildet. Der französische Garten ist ein in die Ebene verpflanzter italienischer Renaissancegarten, er verdankt seine Wirkung den mächtigen Flächen und den imposanten Größenverhältnissen, sowie seinen wertvollen, reichlich vorhandenen Kunstschätzen. Der Garten des Mittelalters war räumlich be-

schränkt, denn der Burghof gestattete keine große Ausdehnung. Ein Bierbrunnen belebt die Mitte. Efeuunkranke Buchen und leicht im Winde sich wiegende Birken bilden den wesentlichsten Baumbestand, während Buchs die Rasenflächen umspannt. Hier wie auch im flandrischen Garten sind Bier- und Nutzgarten durch eine Hecke, die sorglich im Schnitt gehalten wird, getrennt. Zierlich geschnittene Hecken, peinlich im Kleinen durchgeführte Parterres und eine große Sauberkeit verraten holländischen Geschmack. Der englische Garten ist in nächster Umgebung des Gebäudes noch regelmäßig gehalten, um dann in eine natürliche Landschaft überzugehen. Der deutsche Garten, sofern von einem solchen als Typus überhaupt geredet werden kann, bevorzugt die größtmögliche Nachahmung natürlicher Landschaftsverhältnisse, ohne in die Kleinliche japanische Naturnachbildung zu verfallen. Die Neuerer auf dem Gebiete der Gartenkunst sind zurzeit bestrebt, den regelmäßigen Garten wieder in Ehren zu bringen, und der Farbengarten, d. h. der in nur einer Farbe (Weiß, Gelb, Blau oder Rot) prangende regelmäßige Garten, gilt ihnen so ziemlich alles.

Neuerungen sind auch auf dem Gebiete der Friedhofsanlagen und Bepflanzungen bemerkbar. Hier ist man mit großem Erfolg und gewiß nicht ohne ästhetischen Nutzen bestrebt, die gewissermaßen gegebene Regelmäßigkeit durch eine landschaftliche Anordnung der Flächen und Gehölzgruppen zu durchbrechen und zu umgehen, um so vom Starren zum Lieblichen hinüberzuleiten, das so ungemein viel Versöhnendes mit dem Tode haben kann. Die Wirkung der Pflanzenwelt auf das Empfinden des Menschen zu prüfen, ist der Friedhof sicherlich ein geeigneter Ort.

Die Erkenntnis von dem Einfluß des Blumenkultus auf die Wohlfahrt der Menschen ist Anlaß geworden zu einer allseitigen Förderung der Blumenliebhaberei, die sich zeigt in der wachsenden Ausdehnung städtischer Garten- und Parkanlagen, in der Einrichtung von Schrebergärten (Raubengärten, Nachtgärten usw.), in der Einführung von Schulgärten. Auch die neuerdings so sehr in Aufschwung kommende Veranstaltung von Wettbewerben für Balkon- und Blumenfensterschmuck, für die Unterhaltung der Vorgärten zählt hierher, desgleichen das Bestreben, der abgeschnittenen Blume dauernde Geltung im Wohnraume zu verschaffen.

Diesem letzteren Bestreben hat die Industrie durch Beforgung wohlfeiler und wirkungsvoller Blumenvasen wesentlich Vorschub geleistet. Blumenvasen, in denen auch einfache Wiesen- und Feldblumen einen stimmungsvollen Zimmerschmuck abgeben können. Aber auch der Gärtner ist nicht müßig geblieben; durch Vervollkommnung seiner Kulturen hat er für eine Bereicherung der Blumenauslese Sorge getragen. Hinzu kommt der glückliche Umstand, daß aus dem Auslande große Blumenmengen auf billigem Wege eingeführt werden, und so sind zurzeit alle Bedingungen gegeben, die erforderlich sind, daß der Blumenkultus Allgemeingut des ganzen Volkes wird. —

Der gerechte Richter.

Von Wilhelm Schröder.

Von dem kurzen Augenblick abgesehen, wo sich jedermann im Saale zur Begrüßung des eintretenden Richterkollegiums erhoben hatte, war ich auf der Anklagebank, die mir der Nuntius zugewiesen hatte, still hocken geblieben. Wir gingen immer noch über die befürchtete Verfangenheit allerhand Gedanken durch den Kopf, als ich plötzlich durch die strenge Aufforderung des Vorsitzenden, gefälligst aufzustehen,

aus meinen Träumen geschleucht wurde. Als Neuling wußte ich nicht, was Gerichtsbrauch war und dachte nicht lange darüber nach, ob der Vorsitzende ein Recht hatte, mich allein zum Stehen zu zwingen, während alle übrigen im Saale saßen. Ich erhob mich. Es begann nun das Frage- und Antwortspiel nach meinen Personalien; einer der Beisitzenden verlas die Anklageschrift und dann begann die Zeugenparade.

Einige Arbeiter traten vor, die zu meiner Entlastung vom Rechtsanwalt geladen waren, und als Stützen der Anklage u. a. der Fabrikbesitzer und der beleidigte Werkmeister. Sie wurden einzeln mit Namen aufgerufen, dann zum Verlassen des Saales aufgefordert und nacheinander herbeizitiert, als ich erklärt hatte, daß ich den inkriminierten Schriftsak, wie der Fachausdruck lautet, für wahr halte und seine Wichtig-

(Schluß.)

seit durch Zeugen bestätigen lassen werde. Meister Biermann blieb nach dem geleisteten Eid bei der Behauptung, daß er ein ordentlicher Formermeister sei und sich niemals betrinke, wenigstens nicht so, daß er nicht mehr Herr seiner Handlungen sei. Auch sein Prinzipal sagte aus, daß er es in dem Meister mit einem gewissenhaften Mann zu tun habe, der sich mit Recht durch die Verdächtigungen des sozialdemokratischen Blattes schwer gekränkt fühlen müsse.

Diese unter der Wucht der Eidspflicht abgegebenen Bekundungen erschütterten mich und riefen mir ins Gewissen, daß ich einem ordentlichen Mann, vielleicht sogar einem stillen Feind des Schnapses, schweres Leid zugefügt hätte, indem ich in der inkriminierten Nummer des von mir verantwortlich gezeichneten Blattes eine Anzahl Ausdrücke hatte aus Leichtfertigkeit durchgehen lassen, die ohne Zweifel ehrverleugend waren. Wenn ich nämlich die Wahrheit bekennen soll, so muß ich sagen, daß ich am Vorabend des Tages, als der ehrverleurende Bericht erschienen war, fünf hatte gerade sein lassen, weil ich an einer Redaktionskneiperei teilnehmen wollte. Meine Kollegen saßen längst im Wirtshaus, und in der Angst, kein Bier mehr zu bekommen, hatte ich meine Vorsicht nur auf den politischen Teil des Blattes gerichtet, die Prüfung der Verbrechen, Unglücksfälle und Versammlungen aber unterlassen.

Meine Entlastungszeugen kamen nun an die Reihe und stellten, wenigstens soweit sie nicht mehr in der Eisengießerei tätig waren, dem Meister Biermann ein Zeugnis aus, das von dem im Versammlungsbericht über ihn abgegebenen nicht sehr weit entfernt war, und sie legten ihr Urteil damit, daß sie verschiedene Vorfälle, bei denen der Schnaps verheerend gewirkt hätte, dem Meister ins Gedächtnis riefen. Und selbst die noch in der Fabrik tätigen Arbeiter gaben zu, daß der Meister bei dieser und jener Gelegenheit arg angeschmort gewesen. Trotzdem wollte der Staatsanwalt mich zu einem Monat Gefängnis verurteilt wissen; mein Verteidiger hingegen gab in seiner etwa fünf Minuten währenden Rede nur zu, daß einige Ausdrücke im Versammlungsbericht nicht ganz salonfähig seien und hielt diese mit einer gelinden Geldstrafe für abgetan.

Zum Schluß fragte der Vorsitzende mich, ob ich zu meiner Rechtfertigung noch das Wort nehmen wolle. Es blieb nicht lange Zeit zu Erwägungen; ich meinte aber, daß für mich als die Hauptperson eine Art Anstandspflicht vorliege, in diesem forensischen Drama aktiv mitzuwirken, und so schoß ich denn los. Was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr, doch fiel mir inmitten meiner Rede ein seltsames Geberdenspiel am Verteidiger auf. Er stand seitwärts zur Rechten vor dem Kasten, in den man mich gewiesen hatte; die Richter saßen links von mir, und da mein Auge auf sie gerichtet sein mußte, konnte ich anfangs das Gehaben meines Rechtsanwalts nur undeutlich wahrnehmen. Die Bewegungen dünkten mir zufälliger Natur und gar nicht auf mich gemünzt. Als die Gestikulationen aber nicht aufhörten, sondern im Gegenteil heftiger zu werden schienen, und als ich ferner wahrzunehmen glaubte, daß die Rippen einiger Richter sich zu einem Grinsen verzogen, da wandte ich mich zur rechten Seite hinüber und bemerkte jetzt, daß der Anwalt mir durch ständiges Winkeln mit den Händen bedeutete, mit der Selbstverteidigung endlich aufzuhören.

So wenig ich nun subjektiv der Meinung war, daß ich irgendwelche Ursache hätte, den Gang des Dramas abzukürzen, so sehr war ich denn doch jetzt davon überzeugt, daß ich der Taktik meines Verteidigers nicht in den Weg treten dürfe, und so brach ich denn ab, schmerzlich getroffen allerdings. Eilends verließ jetzt das Kollegium der fünf Männer seinen Platz und begab sich ins Beratungszimmer. Auch der Staatsan-

walt entfernte sich, der Verteidiger desgleichen, nachdem er mir freundschaftlich die Worte ins Ohr geflüstert hatte: „Sie Esel, warum konnten Sie denn nicht Ihr Maul halten!“ Ich saß da wie ein Häufchen Unglück, fünf Minuten, zehn, zwanzig Minuten lang. Die Tür des Beratungszimmers öffnete sich, aber es kamen nicht alle Richter zurück, sondern nur einer, um irgend ein Gesetzbuch vom grünen Tisch zu holen.

Mein Fall schien den fünf Männern mithin wissenschaftlicher Erwägung wert zu sein. Ich in meiner Verlassenheit blies von neuem Trübsal, das ungünstige Urteil des Verteidigers über meine Rede hatte mir allen Mut benommen. Endlich kamen die fünf Richter insgesamt zurück. Das kleine Männchen nahm von neuem den Sitz in der Mitte ein, seine vier Kameraden setzten sich gleichfalls, Staatsanwalt und Rechtsanwalt traten wieder in den Saal, und nun öffnete der Vorsitzende den Mund, indem er mich wie zu Beginn der Verhandlung scharf ins Auge faßte. Er storkte in dem Augenblick, wo er, wie mir schien, zur Urteilsbegründung das Wort nehmen wollte, sah mich noch fester an als bis dahin und schlug dann die Augen nieder. Es kam mir vor, als ob jetzt erst der Richter mich wiedererkannt hatte. Eine kurze Pause noch, dann räusperte der Vorsitzende sich und begann das Urteil zu begründen:

„Auf Grund des wesentlich in Betracht kommenden Teils der Zeugenaussagen erachtet der Gerichtshof für festgestellt, daß wir es in dem vom Angeklagten verdächtigten Herrn Biermann mit einem Vorgesetzten der Arbeiter zu tun haben, der durch Fleiß, Zuverlässigkeit und Mäßigkeit sich das wohlverdiente Vertrauen seines Arbeitgebers erworben hat. Hauptsächlich kommt hier in Betracht die Aussage des Herrn Eisengießereibesizers, der seiner Freude vor Gericht darüber Ausdruck gegeben hat, daß er in dieser Zeit ständiger Aufwiegeleien einen unbedingt zuverlässigen Geschäftsleiter besitzt, der durch langjährige Tätigkeit stets in Treue erprobt war. Dieser wesentlich in Betracht kommenden Aussage gegenüber und auch gegenüber dem Eindruck, den der Meister selbst auf den Gerichtshof macht, ist es nicht von Belang, daß einige der von der Verteidigung geladenen Zeugen glaubten, durch ihre Darstellung die Verdächtigungen des Angeklagten mehr oder weniger bekräftigen zu müssen. Diese Darstellungen rührten von Leuten her, die zum Teil wegen Unbotmäßigkeit und Aufwiegelei aus dem Betrieb entlassen worden sind und können daher, mögen sie immerhin in gutem Glauben abgegeben sein, nicht so bewertet werden wie die Aussagen des Fabrikanten, der die Zuverlässigkeit und Mäßigkeit des Zeugen Biermann, wie gesagt, in jahrelanger Beobachtung bewährt gefunden hat. Somit ist der Wahrheitsbeweis des Angeklagten mißglückt. Nicht allein nun, daß der Angeklagte einen ehrenhaften und musterhaft schaffenden Mann durch Behauptung nicht erweislich wahrer Tatsachen schönöde gekränkt hat, hat er auch durch formelle Beleidigungen seinem Haß gegen einen ordnungsliebenden und daher ihm nicht genehmen Bürger freien Lauf gelassen und somit wie gegen § 186 auch gegen § 185 des Strafgesetzbuches verstoßen. Die Tat des Angeklagten ist um so verurteilenswürdiger, als er selbst nicht das geringste Recht und auch nicht die geringste Ursache hatte, sich um die Zustände in der Eisengießerei zu kümmern. Selbst wenn seine Behauptungen ebenso wahr wären wie sie unwahr sind, hätte er vermeintliche Mißstände nicht in der geschilderten Weise rügen dürfen, da er nicht in der Fabrik beschäftigt war und daher nicht durch die Trunkenheit eines Mitarbeiters oder Vorgesetzten in seiner Gesundheit gefährdet werden konnte, ihm als Vertreter der Presse aber nach ständiger Reichsgerichtspraxis jedes Sonderrecht der Einmischung in fremde Angelegenheiten zu versagen ist. So ging aus

dem Verhalten des Angeklagten hervor, daß es ihm nur darum zu tun war, den Frieden zwischen den Arbeitern und ihrem Brotherrn frivol zu stören, und das ist besonders in unserer Zeit, wo ohnedies die Autorität auf das schwerste gefährdet ist, ein Unterfangen, das moralisch nicht scharf genug verurteilt werden kann. Strafmildernd kommt bei dem Angeklagten einzig seine bisherige Unbescholtenheit in Betracht, erschwerend die vorhin aufgeführten Umstände und insgemein die Tatsache, daß er glaubt, es seinem Beruf schuldig zu sein, durch Aufreizungen den öffentlichen Frieden zu gefährden. Alles dies bewog den Gerichtshof, in diesem Fall von einer Geldstrafe abzusehen und den Angeklagten, dem Antrage des Staatsanwalts gemäß zu einem Monat Gefängnis zu verurteilen. Die Sitzung ist geschlossen.“

So hatte ich denn, was mir gebührt; mir war mein Recht geworden. Ein von Befangenheit nicht getriebles Recht, wie ich mit Genugtuung konstatieren konnte. So wie in meinem Fall geschehen, muß wohl jeder Priester der Göttin Justitia sein Handwerk üben, ohne Ansehen der Person, ohne Vorurteile, ohne Voreingenommenheit.

Mir war mein Recht geworden, was ich schon um deswillen mit Genugtuung begrüßte, weil ich nun erst meiner Kollegenschaft ebenbürtig war. Keiner war darunter, der nicht wenigstens sein halbes Jahr hinter schwedischen Gardinen für seine Ueberzeugung gebüßt hatte; ich war bis dahin in der Redaktion die einzige „Jungfer“ gewesen. Das hörte nun auf und auf dem Fuße voller Ebenbürtigkeit konnte ich fortan noch um einiges energischer meinen Mitredakteuren entgegentreten. Ich richtete mich beim Verlassen des Gerichtssaales stolz empor. Auf der Freitreppe begegnete mir mein Verteidiger.

„Küssen Sie,“ sagte ich, „als Rechtsanwalt mögen Sie ja Ihre Vorzüge haben. Als Prophet aber können Sie sich Ihr Lehrgeld wiedergeben lassen.“

„Lieber Freund,“ entgegnete er, „an Ihnen geht alle Vorausberechnung zugrunde. Sie wären, wie ich Ihnen prophezeit habe, mit fünfzig Mark davongekommen. Aber glauben Sie denn, daß die Richter nicht auch Menschen von Fleisch und Blut sind, Menschen, die sich hungrig arbeiten, so gut wie Sie? Wie kann man nur den Leuten mit so einer Rede den Appetit zum Frühstück verderben! Jetzt haben Sie Ihr Fett weg!“

„Beruhigen Sie sich,“ war meine Antwort. „Den Richtern große ich nicht. Heute habe ich mich davon überzeugen lassen, daß es doch noch Gerechtigkeit auf der Welt gibt. Und besonders der Vorsitzende imponiert mir. Das ist wirklich einmal ein gerechter Richter!“

Ich drückte nach dieser Erzählung meinem Freunde Theiß die Hand. Mir hatte seine Objektivität, sein strenges Gerechtigkeitsempfinden imponiert. Wir tranken noch eins. —

Reisendes Leben.

Meine Seele singt ein Lied von Dir
Und mein Herz ist voll von allem Klingen.
Wie ein Traum bebt ferne Lust in mir,
Regt vergang'nes Glück die Purpurschwingen.
Erdenfestes Gebundensein
Faßt mich an mit tausend Liebesarmen,
Und aus Herzenstiefen klingen rein
Helle Jubel in mein Hochzeitscarmen.
All' mein Denken wird zur Melodie,
Reich mein Lebensacker steht voll Aehren,
Wo die Erde solche Freude lieh,
Hat der Himmel nichts mehr zu gewähren.

Otto Krille.

Feinmechanik in einem kleinen Dorf. Ein Dorf, das noch heute kaum 2500 Einwohner zählt und seit einem Jahrhundert Heimat und Ausgangspunkt einer blühenden Industrie ist, die sonst nur in größeren Städten mit Universitäten und anderen wissenschaftlichen Anstalten gedeiht, der *Feinmechanik*, ist *Dinstmettingen* im württembergischen Schwarzwaldkreis, Bezirk Vödingen. Das verdaut der Ort (der nach dem alten Personennamen *Ansmut* benannt ist) dem in den Jahren 1764—1770 daselbst wirkenden evangelischen Pfarrer *Philipp Matthäus Sahn*, der an mathematischen Studien und mechanischen Arbeiten mehr Gefallen fand als an scholastischen und theologischen Grübeleien und in der Geschichte der Mechanik einen ehrenvollen Platz einnimmt.

Am 25. November 1789 zu Scharnhäusen bei Stuttgart geboren (gest. 2. Mai 1790), begann er schon als Knabe Sonnenuhren anzufertigen, schrieb (aus Armut) ganze Werke über Mathematik ab und lebte monatelang bloß von Brot, um sich Uhren kaufen zu können und deren Mechanismus zu studieren. Mit Hilfe des Schulmeisters und Uhrmachers *Schmidt* gelang es ihm, eine Reihe genialer Arbeiten zustande zu bringen, worunter eine große astronomische Pendeluhr, die Stunden, Minuten, Monate, Sonnenstand, Jahreszahl auf 8000 Jahre, und daneben den Lauf der Erde samt Mond und Planeten anzeigt; ein Wunderwerk, das gegenwärtig in der Stuttgarter Staatsammlung vaterländischer Altertümer zu den hervorragenden Sehenswürdigkeiten zählt. Auch eine Waage hat er konstruiert, vermittlels welcher das Gewicht der aufgelegten Körper von einer an derselben angebrachten Skala abgelesen wird. Mit der Ausführung der einschlägigen Berechnungen, die noch heute in Postbüros, wie überhaupt überall Verwendung finden, wo es sich um schnelle Wägungen handelt, betraute er den Schmiedemeister *Sauter* in Dinstmettingen, der sich bald ausschließlich auf diesen Industriezweig warf und darin Vorzügliches leistete.

Bald dehnte sich diese Industrie auf die Herstellung der verschiedensten Wagen aus sowie auf andere Erzeugnisse der Feinmechanik, wie namentlich mathematische und physikalische Instrumente. Die letzteren Artikel sind indessen von der mehr und mehr zur Spezialität gewordenen Fabrikation von Präzisionswagen und Präzisionsgewichten verdrängt worden, und neben der handwerksmäßigen Herstellung hat sich allmählich der Fabrikbetrieb entwickelt.

Von dem Mutterort *Dinstmettingen* hat sich das Feinmechanikergewerbe auch nach anderen Orten des Bezirkes verpflanzt, so namentlich nach dem Städtchen *Ebingen* (die neben *Freudenstadt* höchstgelegene Stadt des Landes, in lieblicher Umgebung, am Fuß eines 953 Meter hohen Felsens), wo seit lange die erforderlichen Hilfsgewerbe bestehen — Gelbgießereien, Messing- und Hornwagshalenfabrikation, Vernickelungsanstalten — und wo sich das bedeutendste Präzisionswerkzeugamt des Landes befindet. Die Zahl der vom *Altkant* *Ebingen* vorgenommenen Mischungen von Präzisionswagen beträgt zwischen 90 und 99 Proz. der in ganz Württemberg überhaupt vorgenommenen Mischungen.

Das Produktionsgebiet ist ein sehr mannigfaltiges. Hauptächlich werden hergestellt: Wagen zu chemisch-analytischen Gewichtsbestimmungen, Präzisionswagen in Glasfäßen, Wagen zu technisch-physikalischen Gebrauch, für Gold- und Silberwarenfabriken, Tariertwagen (für Apotheken), Diamantwagen, ferner Handwagen, Präzisionshandverkaufswagen nach dem Pariser System für Apotheker und Kaufleute, Brief- und Paketwagen, Kontor- und Magazinwagen, Grammgewichtsfäße zu chemisch-analytischen Wägungen, Medizinalkammengewichte und sonstige Präzisionsgewichte.

Zum Teil werden die Arbeiten durch Heimarbeiter gefertigt, derart, daß die Rohstoffe zuerst eine mehr oder weniger umfangreiche Verarbeitung in geschlossenem Betrieb erfahren, dann vom Heimarbeiter weiter behandelt werden und hernach als fertige Artikel wieder in die Fabrik zurückkehren, wo die Schlusarbeiten, Montieren der Wagen, Justieren der Gewichte, Polieren, vorgenommen werden. Ein großer Teil des Gebietes der Hausindustrie entfällt insbesondere auf die Fertigung der Gewichte, die aus dem vom Unternehmer gelieferten Messing in Drahtform auf der Drehbank abgedreht und fertiggemacht werden sowie auf die Herstellung von Wagbalken; vereinzelt auch auf die der übrigen Wagenteile: Säulen, Lagerstücke, Hängelager, Schalen oder Schalenbügel. — Die Zahl der Heimarbeiter in der Feinmechanik des Bezirkes ist eine beträchtliche, am größten in Dinstmettingen selbst, wo Verständnis und Handfertigkeit für dieses Schaffen sich aus alter Zeit von Vätern auf Söhne vererbt haben.

In der bei der letzten Landtagswahl (1900) für den sozialdemokratischen Kandidaten — der mit einem Volksparteiler in die Stichwahl kam — abgegebenen Stimmenzahl, die fast die Hälfte seines Gegners erreichte (dem auch die nationalliberalen Stimmen zugefallen waren), prägt sich das starke proletarische Element des Bezirkes ziffermäßig aus, wobei in Betracht kommt, daß seitdem die sozialdemokratische Bewegung im Bezirk erhebliche Fortschritte gemacht hat. Viele Dinstmettinger Arbeiter in der Feinmechanik sind auch nach auswärts gezogen, um dort ihre Kenntnisse und Fertigkeiten zu verwerten.

Das *Ursprungsgebiet* der Feinmechanik von Dinstmettingen und Umgebung erstreckt sich über den ganzen Kontinent und selbst nach England und Amerika, so daß, wie das vom Statistischen Landesamt herausgegebene Werk annimmt, namentlich die Wagenfabrikation in größerem Umfang nirgends in Deutschland betrieben wird.

Lokomotiven ohne Feuerung. Bisweilen begegnet man einer für Kleinbahnzwecke bestimmten Lokomotivenart, die zwar ohne Feuer, aber doch mit Dampf betrieben wird, den sie gewissermaßen aufgespeichert mit sich führt. Ein derartiger Betrieb ist wegen der Aufspeicherung des Dampfvorrats immer nur sekundärer Art, er ist stets von der Dampferzeugungsstätte abhängig und sein Wirkungsbereich deshalb beschränkt. Aus diesem Grunde verwendet man solche Maschinen beispielsweise zu Fabrikbahnen, zum Transport von *Lorries* auf kurze Strecken, als *Rangiermaschinen* für Bergwerke usw. Weist die Bauart der feuerlosen Lokomotive so gewählt, daß sie im äußeren den sonstigen Kleinbahnlokomotiven ähnelt; ein Unterschied besteht nur im Fehlen des Feuerkastens, des Schornsteins und der Behälter für Heizmaterial und kaltes Wasser. Als Dampfkessel dient ein größerer zylindrischer Behälter, der genügend druckfest und für die Aufnahme von siedendem Wasser eingerichtet, sowie außen mit einigen Armaturen und Rohrabszweigungen versehen ist. Von einem Dampfdom aus führt das Hauptrohr nach den Zylindern, für deren Regulierung auf dem Maschinenstand ein Hebelventil eingeschaltet ist. Hier befindet sich außerdem ein Wasserstandszeiger, ein Manometer und die übliche Dampfseife. Soll die Lokomotive in Tätigkeit gesetzt werden, so füllt man den Kessel nur anfangs bis zur Hälfte mit Wasser und läßt in dieses aus einer angelegten Dampfleitung so lange Dampf ein, bis es nicht allein siedet, sondern fast diejenige Temperatur erreicht hat, die der heiße Dampf und das ihn erzeugende Wasser im Kessel der Speisestation besitzen. Wenn dieses bei 10 Atmosphären Dampfspannung 180 Grad heiß ist, vermag der Dampf auch im Wasser der Lokomotive etwa diese Wärme hervorzurufen, dessen Temperatur vielleicht bis auf 178 Grad steigt und dabei $9\frac{1}{2}$ Atmosphären Druck entwickelt. Diese Temperatur, und damit auch der Dampfdruck, bleibt im Lokomotivkessel auch dann bestehen, wenn die Rohrverbindung mit dem Kessel der Speisestation gelöst wird. Mit diesem Wärmevorrat kann sich die Maschine jetzt ohne besondere Heizung vorwärts bewegen, weil sich aus dem heißen Wasser fortgesetzt gespannter Dampf entwickelt, so lange die Temperatur genügend hoch bleibt. Allmählich wird diese natürlich infolge des Verbrauchs und der Abkühlung sinken, wodurch auch der Dampfdruck nach und nach zurückgeht, — es ist dann eine Neufüllung in der beschriebenen Weise vorzunehmen. Die eigentliche Dampfmaschine hat man für diese Verhältnisse so eingerichtet, sie vermag noch bei weniger als der Hälfte des Drucks eine entsprechende Last zu ziehen. Um die Lokomotive für sich allein zu betreiben, wenn sie vielleicht leer nach der Speisestation oder in ihren Schuppen zurückfahren soll, genügt eine noch geringere Dampfspannung. Soweit es sich um die Benutzung der feuerlosen Lokomotive zu den oben erwähnten Zwecken handelt, sind ihr einige Vorzüge nicht abzuspreehen. Die Bedienung ist infolge des Wegfalls der Feuerung einfacher. Sehr günstig ist ferner der Umstand, daß kein Rauch und Ruß, auch keine Funken ausgestoßen werden, man kann sie somit dort verwenden, wo die Züge zwischen Wohn- oder feuergefährlichen Räumen fahren müssen. — kh.

Eisenhämmer in Afrika. Die Neger sind gegenwärtig gänzlich aus dem Zustande herausgetreten, den man mit Steinzeit bezeichnet. Alle ihre wichtigen Geräte und Waffen, die aus Stein sein könnten, sind heute aus Eisen. Den hohen Stand der Eisenindustrie lernen wir am besten kennen aus folgender Schilderung *Thorntons* aus dem *Schaggalande*: „Wir trafen den Meister innerhalb eines länglichrunden, von lebendiger Hecke umschlossenen Hofes bei seiner Arbeit. Er zeigte uns der Reihe nach alle seine Künste. Zuerst führte er uns zu der außerhalb des Zaunes gelegenen Schmiede, die in ihrer Einrichtung wesentlich mit

den *Schmelzwerkstätten* *Bansibars* übereinstimmt. Seine Hämmer sahen aus, als ob sie von Europa her eingeführt wären; doch versicherte uns der Meister, daß er sie selbst gefertigt habe. Als *Ambo* dienten einige harte, glatte Steine. Das Gebläse ist doppelwirkend und besteht aus zwei geerbten, in Form von Säcken hergerichteten Fellen, deren jedes an seinem unteren Ende an der *Gabel* eines ausgehöhlten, mit einem Steine beschwerten *Wasserschiffes* festgebunden ist, während das obere Ende eines langen *Schlitze* zeigt, längs dessen zwei flache Stöbe befestigt sind; indem man die Wägel mit der Hand öffnet und emporhebt, schließt und niederdrückt, erzeugt man einen Luftstrom, welcher durch die *Gabelröhre* vereinigt und in einen Herd einfachster Konstruktion geleitet wird. Der Meister trug ein wenig Feuer zum Ofen, legte *Holzkohlen* darauf und fachte die *Glut* kräftig an. Dann erhitzte er mehrere Stücke altes Eisen und schweißte sie mit *Zuhlfenahme* eines *Schweißmittels*, bestehend aus *Teufeln* einer großen *Muschel*, zusammen. Ebenso vereinigte er mehrere alte Messer in kleine *Warren* und hämmerte diese zu längeren Stücken von vierkantigem *Draht* schnitte aus. Zwei solche Stäbchen, an einem Ende zusammengeschweißt, am anderen etwas auseinander gebogen und mit einem darübergleitenden *Ringe* versehen, bilden eine sehr wirksame *Ränge*, welche, wie wir sogleich sehen sollten, zum *Drahtziehen* gebraucht wird. Der Schmied erhitzte eine *Roll* dicken *Drahtes* mit einem leichten Feuer von *Wätern* und *Stroh* zu *dunkler* *Roßglut*. Während dieses langsam brannte, richtete er seine *Zieheisen* her, eine weiche *Eisenplatte*, deren *Wöher* je nach *Bedürfnis* durch *Hammerschläge* verengt oder durch *Entreiben* eines glatten *Dornes* erweitert wurden. Dann hämmerte er den *Draht* am Ende dünner, fettete ihn gehörig ein, steckte ihn in das *Zieheisen*, spannte das durchgekommene Stück in die *Ränge*, fachte dieses mit der Hand an und beugte sich schnell rückwärts, so daß der *Draht* ein kleines Stück verlängert ward. Als durch mehrmaliges *Wiederholen* derselben Arbeit etwa eine *Fußlänge* des *Drahtes* verdünnt worden, stand unser geschickter *Freund* auf, ging an einen zwischen *Pfählen* befestigten, mit zahlreichen *Wöher* durchbohrten *Posten*, legte das *Zieheisen* hinter diesem in eine *Kerbe*, steckte den *Draht* durch das *Loch*, befestigte die *Ränge* wieder am *spitzen* Ende und zog nun ein größeres Stück aus. Begreiflicherweise erweiterte sich das *Loch* in der ungehärteten *Ziehplatte* ziemlich schnell, und der letzte Teil des *Drahtes* ging mit *Leichtigkeit* hindurch; es gehört also nicht wenig *Mühe* dazu, um eine ganze *Roll* gleichmäßig zu ziemlicher *Feinheit* auszustrecken. Darauf sahen wir uns den auf diese Weise gewonnenen *feinen* *Draht* an, aus dem die hier so beliebten *Schmuckketten* bereitet werden. Der gefällige *Mann* befriedigte unsere *Neugierde*, indem er auch noch an einer *Kette* zu arbeiten begann. Er wickelte den *feinen* *Draht* um ein *dickeres*, *stirnadel* förmiges *Eisen* und schnitt längs desselben hin die ganze *Schneckenwindung* mit einem *scharfen* *Meißel* in kleinere *Ringe*, von denen jeder ein *Gliedchen* bildete, ganz in derselben Art, wie dies auch unsere *Handwerker* tun.“ Trotz der hohen Entwicklung dieser Industrie an dieser und anderen Stellen ist doch vielfach das *Eisen* noch eine große *Kostbarkeit*, und es fällt auf, daß es fast ganz, z. B. an den sonst mannigfaltigen *Schilden* der *afrikaner*, fehlt.

Gleich allen schwierigeren Arbeiten wird auch die *Eisenerzeugung* gern in *Gesellschaft* ausgeführt. *Gallieni* beschreibt, anlässlich seines *Besuches* bei den *Malinke*, einen *drei* *Meter* hohen *Schmelzofen* mit mehreren *Gebläseöffnungen*, welche an einem *Tage*, der ein *Festtag* für das Dorf ist, schichtenweise mit *Eisen* und *Holz* gefüllt und dann mit mehreren *Wasserschiffen* zugleich in *Feuer* gesetzt wird. Nicht nur die *Art* des *Wertes* der *Eisenindustrie*, sondern auch die *Erzeugnisse* derselben sind überall in *Afrika* die gleichen und zeigen, daß wir uns hier einer *Kunst* gegenüber befinden, welche einen bestimmten *Ausgangspunkt* hatte. Wo dieser *Ausgangspunkt* gewesen, ist heute schwer zu sagen. Er kann nur nicht in *Südafrika* gewesen sein, weil hier den *Buschmännern* das *Eisenschmelzen* in geschichtlicher *Zeit* unbekannt war. Man findet eine verhältnismäßig große *Eisenindustrie* in allen Teilen des *Negerlandes*. Doch sind, alles zusammen genommen, die *Völker* des *äquatorialen* *Afrika* und des *oberen* *Nil* wohl die besten *Eisenschmiede*. Deshalb mag auch diese *Kunst* entweder aus *Arabien* oder *Ägypten* eingewandert sein.

sw.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!